Zeitschrift: Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden

Herausgeber: Historisch-Antiquarische Gesellschaft von Graubünden

Band: 67 (1937)

Artikel: Baum- und Feldkultus in Rätien

Autor: Caminada, C.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-595809

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Baum- und Feldkultus in Rätien.

Von **Chr. Caminada**, Domherr.

Durch drei volkskundliche Studien über Wasser-, Feuer- und Steinkultus in Rätien versuchten wir gesunkenes Kulturgut prähistorischer oder doch wenigstens vorchristlicher Zeit zu heben[1]. Wir glauben dadurch ein Bild früherer religiöser Auffassung in rätischen Landen gegeben zu haben. Freilich mußte das Bild aus den argen Farben der „cardientscha blaua", des kaum salonfähigen Aberglaubens herausgearbeitet werden. Es handelte sich vielfach um jene Wahnideen, welche zur Zeit der Hexenprozesse arme Menschen folterten an Leib und Seele. Wenn auch die Zeiten, wo solche Irrungen Menschen auf den Scheiterhaufen bringen konnten, vorüber sind, so lebt doch die Erinnerung an manchen unheimlichen Geisterspuk in Sprüchen und merkwürdigen Sagen weiter. Kanzel und Lehrstuhl eiferten dagegen. Man hat nun von diesem Aberglauben soviel Abstand gewonnen, daß man heute nach dessen tieferem Wirklichkeitssinn allen Ernstes forschen kann. Wir dürfen den Aberglauben geradezu als eine Quelle zur Erforschung uralten Kulturgutes bezeichnen. Weise Männer der Wissenschaft hatten das schon vor manchen Jahrzehnten erfaßt und dementsprechend gehandelt, als sie Sagen, Märchen, Sprichwörter, Kinderspielreime und abergläubische Sprüche sammelten. Die wichtigsten Sammlungen unserer rätischen Volkskunde sind unseren Lesern bereits bekannt oder werden im Laufe dieser Arbeit immer wieder hervorgezogen. Seitdem solche volkskundliche Schätze bei verschiedenen Völkern verarbeitet worden sind, ist es auch leichter, im rätischen Urwald sich zurechtzufinden. Wir betrachten es als unsere wichtigsten Aufgaben, nachzuweisen, wie die bisherigen Ergebnisse der folkloristischen Wissenschaft bestätigt werden und neues Licht bekommen. Dadurch wird die vorchristliche religiöse Weltauffas-

sung Rätiens ins richtige Licht gerückt. Wir erfahren, was unsere heidnischen Vorfahren geglaubt haben, wie sie mit den Geheimnissen dieser und jener Welt fertig zu werden suchten und was sie dafür eintauschten, als das Licht des Christentums ins Land getragen wurde.

I.

Wie wir seinerzeit nachgewiesen haben, daß in Rätien Wasser, Feuer und Steine kultische Verehrung genossen, so zwingt sich uns eine gleiche Wahrnehmung auf bei Betrachtung jenes folkloristischen bunten Schleiergewebes, das über Bäume, Blumen, Wald und Feld seit jeher gespensterhaft flatterte. Aus den klassischen Schriftstellern des alten Roms vernehmen schon die Gymnasialstudenten von der Verehrung der Haine, in denen die Gottheiten wohnen, in denen die Seelen der Verstorbenen weilen und welche man nur zum Opfer und zum festlichen religiösen Schmaus betreten darf. Vom Blitz getroffene oder vom Alter umgefallene Bäume wurden in solchen Hainen entweder in scheuer Ehrfurcht liegen gelassen oder unter Beachtung von Sühnungsgebräuchen fortgeschafft. Besonders Jupiter und Diana empfingen ihre Opfer in Hainen[2]. „Dicunter enim heroum animae lucos tenere ... quia eorum animae habitant vel in fontibus vel in nemoribus ... illic enim epulabantur sacris diebus ... ubi aliquid violatum est caput violatoris expiatur.“ Daß der gleiche Kult über die Alpen hinaus bis nach Deutschland reichte, bezeugt uns Tacitus in der „Germania“ Kapitel 9, 39 und 40[3]. Auch für Rätien fehlen die Belege kultischer Verehrung von Wäldern und Bäumen keineswegs. In der ältesten Legende des hl. Luzius, in einer Homilie des 8. oder 9. Jahrhunderts „denunciatum est ... quod in loco quodam qui dicitur silva Martis insano more bubalorum vituli pro diis colerentur“; es wurde berichtet, wie im Marswalde (auf der Luziensteig) törichter Sitte gemäß Stierkälber als Götter verehrt wurden. Als der Glaubensbote dagegen auftrat, „in putei locum proiecerunt et in eam proiectum autem volebant lapidibus obprimere“, warfen sie ihn in einen Brunnenteich und suchten ihn durch Steine niederzuschmettern. Aus dem Teich errettet, betet der Glaubensbote, und die Stiere kommen zu ihm her, lecken seine Füße und lassen sich unters Joch spannen und führen die Holzlast weg. Die Stadtbewohner, welche vom Wunder Kunde bekamen, eilten ihm ent-

gegen „cum lampadibus et turribulis“ mit Lichtern und Weihrauchgefäßen[4].

Was die Luziuslegende über den Marswald auf der Luziensteig überliefert, über die Tiere, welche diesem Haine heilig waren, und über die Quelle, welche die Verunehrung des heiligen Haines durch die Todesstrafe sühnen soll, erhält eine weitere Bereicherung durch die Legende des hl. Sigisbert. Wir rechnen zu den Verdiensten von Dr. Decurtins, daß er darüber schon anno 1881 im „Fremdenblatt“ (Rhätische Studien, IV. Der Baumkultus) unter Benützung der Legende von P. Zaccarias da Salò, „Glisch sin il candelier invidada“, vom Jahre 1685 redet und in die richtige folkloristische Beleuchtung rückt. An dem Orte, wo heute das Kloster Disentis sich erhebt, stand eine Eiche („in grond ruver u plonta“), welche den falschen Göttern geweiht war. Als Sigisbert die Axt erhob, um diesen Baum zu fällen, schwang ein Heide seine Sense nach dem Haupt des Glaubensboten, um die heilige Eiche zu retten; aber die Arme des ergrimmten Bauers erstarrten hocherhoben in der Luft, bis der Heilige den Baum niedergelegt hatte und betend den gebannten Rätier erlöste. Die gleiche Legende weiß noch zu berichten, daß Sigisbert eine große Volksversammlung antraf, die ein an einem Baume befestigtes Apollobild festlich verehrte. Der Glaubensbote anerbot sich, die Nichtigkeit des Gottes dadurch zu beweisen, daß er seinen Jüngern Befehl gab, den Baum zu fällen. Als man zum zweiten Axtschlag gegen den Weidenbaum ausholte, riß der Teufel, der im Bilde war, den Baum hoch in die Lüfte, um ihn aufs frevlerische Volk niederzuschmettern; aber Sigisbert machte gegen ihn ein Kreuzzeichen, und der Weidenbaum blieb so lange in der Luft, bis das Volk sich der Gefahrzone entzogen hatte. Mit grauenhaftem Gepolter fiel er nun zu Boden, derweil der Teufel brüllte und jämmerlich heulte, daß er um seine Wohnstätte gekommen wäre. Im bekannten Volkslied des hl. Sigisbert, das wahrscheinlich noch älter ist als die bezeichnete Legende, welche aus alter Klostertradition dem P. Zaccarias da Salò berichtet worden war, wird noch beigefügt, daß man Waldesel verehrte[5].

Fügen wir nun hier bei, daß der berühmte Trunser Ahorn nach der Art, wie er zum ersten Mal durch Campell in seiner „Historia Raetica“ (zwischen 1573 und 1576) aufgeführt wird, im Glanz

kultisch verehrter Bäume auftritt. Der Bund sei „in einem Walde, unter freiem Himmel, oder besser im Schatten eines großen breiten Ahornbaumes oder wie andere sagen einer Platane ... geschlossen worden ...; dieser Baum soll heute noch unversehrt stehen und wird nach dem Volksglauben so stehen, solange der Bund selber unversehrt bestehen und nicht verletzt und aufgelöst wird; die Auflösung des Bundes sei sicher unmittelbar zu erwarten, wenn einmal der Baum selber gefällt oder zerstört würde.“[6] Als zweihundert Jahre später P. Placidus a Spescha bei einer Bundesschwurerneuerung sich sogar zum Dichter des Ahorns verstieg, war der Zauber des Baumes trotz Aufklärung noch nicht verweht. Er sagt vom Baume: „Seit dem Jahre 1755 ist mir der Baum bekannt. ... (Damals) war er dreistämmig und hatte drei Öffnungen, durch welche man unten hinein- und hinausgehen konnte. ... Die drei Stämme waren ineinander gewachsen und oberhalb machten sie nur einen Stamm aus.“ Als zur Franzoseninvasion ein französischer Grenadier auf den Baum schoß, blutete er nach der Volkssage. Die Tage des über sechshundert Jahre alten Baumes waren gezählt. Sein Fall durch einen Sturm von anno 1870 den 28. Juni löste in der „Gasetta Romontscha“ eine Trauerstimmung aus wie bei einer Todesnachricht. Der damalige Redakteur Condrau schrieb: „Tresta nova. Il venerabel ischi de s. Onna a Trun ei buca pli! Ina ferma burascla dils 28 de Juni ha fiers entuorn el.“ Es tönte also noch, wie wenn Bäume die Verkörperung des Lebens, Wohlergehens und Aussterbens eines Volkes wären. Die Zeit, da man diesen Glauben hatte, war zwar vorüber; aber das Atmen dieser unbewußten Überzeugung pulsiert noch im Volke.

Gleicher Art ist die Verehrung der Linde, die bei Gaudenz von Salis“ in seinem „Lied eines Landmanns in der Fremde“ die Trägerin solcher Gedanken ist:

„Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf dem Kirchhofplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt?“[7]

Die verschiedenen Dorflinden unseres Kantons sind ursprünglich mehr als nur kühlende, in poetischem Zauber sich darbietende Bäume, unter denen man spielte, Volksversammlungen und auch Gerichtssitzungen abhielt, weil es gerade der zentralste Platz ist.

Wir nannten hier die Gerichtssitzungen; denn solche sind tatsächlich unter der Linde abgehalten worden. Die Malefizordnung von Maienfeld des Jahres 1678 sagt ausdrücklich „under der linda und nicht anderswo als under dem heitern himmel" mußte der Richter mit seinen Rechtsprechern und Beisitzern sich zu Tisch setzen. Diese Maienfelder Linde stand bis 1868[8]. Es ist auch nachgewiesen, daß in Disentis ums Jahr 1402 Gericht gehalten wurde „under der linden"[9], ja der heutige Gemeindeplatz wird noch heute „sut glenda" genannt, und in gleicher Weise wird der Versammlungsort der Gemeindesouveränität in Andest Glendra genannt. Bezüglich Disentis meint Dr. Fry, daß ursprünglich ein Platz vor dem Kloster so hieß. Der Name wäre dann an den Platz der heutigen Gemeindeversammlung gewandert. Die Sitte der Gerichtsstätte unter der Linde drang so tief ins Volksbewußtsein, daß sie auch jenen Bäumen den Namen lieh, die, trotzdem sie keine Linden waren, den Gerichtsplatz nicht bloß beschatteten, sondern Zeugnis kultischer Verehrung gaben. Das Gerichtsverfahren ist ursprünglich ein religiöser Kultakt der Versöhnung der beleidigten Gottheit. Diese Gottheit dachte man sich im Baume, wie wir später beweisen werden. Uns genügt es, hier nachgewiesen zu haben, daß die religiöse Verehrung gewisser Bäume einstens Tatsache war. Von einem kultisch verehrten Baum bei der St. Georgskapelle in Scanfs berichtet Campell, „Raetia Alpestris" Seite 130. Zu Stalla (Oberhalbstein) wird ein schember de sogn Peder gezeigt, eine Arve des hl. Petrus!

Auch ein anderer Baum genoß besondere religiöse Verehrung, nämlich der Traubenkirschbaum, il lussé (prunus pagus)[10], der in höheren Lagen am Fronleichnamsfest die Kirche und den Prozessionsweg schmückt und mit seinem rezenten Aroma umduftet. Die Rätoromanische Chrestomathie sagt von seinen Früchten, daß man davon essen könne so viel und so lange man wolle, es werde einem nie weh tun, weil Maria auf der Flucht nach Ägypten unter einem solchen Baum ausruhte und davon aß. Über den Traubenkirschenbaum verkündet die R. Chr. IV 981, daß die Blüte gegen Zauberer wirksam sei, daß sie auf dem Dache des Hauses vor Blitz schütze, daß sein Holz im Stall und Haus vor Leuten bewahre, die Schaden wollen. Man stecke den Stock in den Flachsacker, dann wachse die Pflanze besonders gut. Die

Alphirten sollen zum Schutz einen Alpenstock aus diesem Holz mitnehmen. Die Traubenkirsche habe deswegen so große Kraft, weil auf dem Kirschenstein das Bild des Gekreuzigten sei. Den Baum soll man in der Weihnacht fällen. Wahrscheinlich ist in den Bergen die Kraft des gewöhnlichen Kirschbaumes[11] auf seinen wilden Vertreter übergegangen. Die Zweige des Kirschbaumes sind nach den Belegen von Mannhardt gut zum Weissagen[12]; er ist als Fruchtbaum gebannt, hat eine Seele[13]. Wie groß die Verehrung der roten Walderdbeere ist, sagt uns die Chrestomathie, welche behauptet: Ein Mann soll vom Pferde steigen, um eine Erdbeere aufzulesen; eine Frau soll siebenmal mit ihrem Kleide darüberstreichen und erst dann noch in einen Dornstrauch beißen, bevor sie diese aufliest[14].

Die Haselstaude hat eine besondere Kraft, weil die Muttergottes bei der Flucht nach Ägypten unter ihr ausruhte. Andere sagen, sie hätte eines Haselstockes sich bedient, als sie über den Berg ging, um ihre Base Elisabeth zu besuchen. Der Haselstock sei besonders dazu geeignet, um mit bloß drei Streichen die giftigsten Schlangen zu töten, um Hexereien auszutreiben und um loszuschlagen, wenn zwei Kühe in einer Kette entdeckt werden. Gegen den „butatsch cun égls", den vieläugigen geisterhaften Kuhmagen, der in schlimmen Nächten über die Straßen trollt, ist ein solcher Stock ebenfalls brauchbar (R. Chr. IV 982, 123).

Die Rätoromanische Chrestomathie wird nicht müde, in allen Tonarten das Lob des Holunderbaumes zu verkünden. Man vergleiche im IV. Band Seite 981 die Nummern 211, 209, 225, 245, 281, 359, 406, 554. Die späteren Ausführungen in unserer Arbeit über diesen Wunderbaum, an dem alles einen medizinalen Nutzen schafft, bestätigen diese Ansichten, tragen ihn in eine höhere Region. Wir staunen nicht, daß man dazu kam, zu glauben, irgendeine gute Gottheit wohne in diesem Baum. Es scheint dies auch bei den Rätiern der Fall gewesen zu sein; denn diese werden angewiesen, kein Holunderholz zu verbrennen, weil die hl. Emerita auf einem solchen Holzstoß verbrannt wurde. Man ahnt bei dieser Anordnung und bei den Heiligen, die bei den anderen Bäumen genannt werden, daß diese eine ehemalige heidnische Gottheit verhüllen.

Die Tatsache der kultischen Verehrung von Bäumen ist durch das Angeführte über jeden Zweifel erhaben, ja die folgenden Seiten werden den logischen Zusammenhang und den Aufbau einer prächristlichen heidnischen Weltauffassung klarlegen.

II.

Wer sich die Mühe nahm, die Schätze der rätoromanischen Oralliteratur, die Märchen und Sagen, welche in der Chrestomathie von Dr. Decurtins aufgespeichert liegen, zu studieren, wird staunend wahrgenommen haben, wie ein Großteil davon aus dem Dunkel der Wälder emporsteigt, aus bodenlosen Waldteichen heraufblitzt, unter uralten Tannen hervorbricht, in geisterhaften Mörderhöhlen und in unheimlichen Waldhäuschen sich abspielt[15]. Dort hausen die guten und bösen Dämonen, dort jagen sich die Fänggen und Dialen[16], dort reißt der Wilde Mann die Tannen aus dem Erdreich, dort rasen ganze Heere undefinierbarer Gestalt durchs Dickicht. Lichterloh brennende Tannen offenbaren sich als Wohnstätten gebannter Seelen. Im Rauschen des Waldes und im Ächzen der vom Winde gefolterten Tannenleiber kündet sich die Sprache dieser Geisterwesen. Diese Sprache geht einher im Klirren des dürren Reisigs, macht sich Luft in erschauernden Rufen und in gellenden Pfeifsignalen. Unheimliches Rufen tönt aus der Ferne und Antworten folgen aus nächster Nähe. Oft ist es, wie wenn huschende Nebelgestalten mit kalter Totenhand über das Gesicht des erschauernden Pilgers streichen würden. Aus plötzlicher Todesstille bricht ein unheimliches Gekicher, dann hört der verzagte Wanderer, wie Sensen gewetzt, wie Holzblöcke zersägt werden und hört den Widerhall vom Holzfällen, während die Späne nur so daher fliegen. Die Rätoromanische Chrestomathie bezeugt[17], daß ein Mann bei seiner Wanderung durch den Cumbelser Wald den Geist „He-he!“ rufen hörte. Der Schrecken fiel ihm so jäh in die Beine, daß er keinen Schritt mehr machen konnte. Er fluchte voll des Zornes: „Hol der Teufel!“, und alsobald löste sich der Bann, so daß er weitergehen konnte. In der gleichen Sagensammlung ist zu lesen, wie ein Jüngling, der in später Nacht von Darvella, wo er auf spätgewordenem Brautbesuch gewesen war, durch den Erlenwald nach Truns ging und dort wunderbaren Gesang vernahm. In der Annahme, daß es singende Ringgenberger

Burschen seien, denen er ausweichen wollte, weil er in deren Jungfrauengarten sich eingeschlichen hatte, verzog er sich tiefer in den Erlenwald von St. Anna; aber da hörte er mähen, Sensen wetzen und dreinhauen, daß es in den Steinen klirrte, krachte und Funken schlug. Trotzdem fleißig gewetzt wurde, konnte der Wanderer keine Mähder entdecken[18]. Nun entsann er sich, daß er eben in jenem Erlenwald sich befand, wo der Ahorn von Truns in nächster Nähe ist, jener Ahorn, der drei Öffnungen zum Durchschlüpfen hatte, wie P. Plazidus a Spescha berichtet[19]. Durch solche Löcher schlüpfte man, um sich vom Bösen und von Krankheiten zu reinigen[20]. Unter einem überhängenden Felsblock des nahen Friberger Tobels hauste ehemals ein böser Dämon. Ein übermütiger Nachtwanderer, der dort vorüberging, rief höhnend unter den Stein hinein: „Teufel, wenn du da bist, komm heraus!" Ein grauenhafter Hund sprang heraus und jagte dem Fliehenden nach bis zur St. Annakapelle beim Trunser Ahorn[21]. Wir entnehmen der gleichen Sagensammlung, daß man im Walde von Cavorgia[22] oft hörte, wie Holz gefällt, entrindet und gespalten wurde. Ein Mann wollte dem Geheimnis auf die Spur kommen und versteckte sich im Walde. Er hörte nun tatsächlich, wie im Walde durch unsichtbare Wesen gearbeitet wurde, daß die Späne nur so herumflogen. Von Schrecken gelähmt, wagte er sich nicht zu rühren. Ein Span flog ihm sogar in die Rocktasche. Erst mit dem Morgenläuten hörte die Arbeit auf. Er konnte nun den Wald verlassen. Als er daheim in seine Rocktasche griff, holte er ein Stück Gold hervor.

Im Walde zu Laus (Somvix) wohnen Dieuldas, die Kohlen austeilen, welche sich in Gold verwandeln[23]. Der Wilde Mann anderer Oberländer Wälder lehrte das Brotbacken, die Käse-, Butter- und Ziegerfabrikation. Er wohnt in einem Hause ohne Dach, weil er bei schönem Wetter kein Dach brauche und bei Regenwetter nicht bauen könne; er spielt mit den Tannen, indem er sie, beim Wipfel packend, zu Bogen biegt, gewöhnlichen Menschenkindern in die Hände reicht und sie durch die emporschnellenden Bäume in die Ferne schleudern läßt. Er wird von einem fremden Mann um eine große Lohnsumme betrogen und verliert zur allgemeinen Freude des Volkes sein Leben[24]. Er ist der gleiche Wilde Mann, den uns der Ergänzungsband der Rätoromanischen Chrestomathie[25], dann P. Maurus Carnot in einer Erzählung[26] und Dr. Caduff, „Knaben-

schaften"[27], schildern. Dr. Caduff hat die einzelnen folkloristischen Momente der Vegetationsriten, der Frühlingsbräuche, der Gerichtsverhandlungen, der Hinrichtung und Wiedererweckung des Wilden Mannes und des Blockziehens, das im Baumkultus eine so wichtige Rolle spielt, im Zusammenhang mit fremdländischen Bräuchen dieser Art in vorzüglicher Weise belegt und erklärt. Für uns genügt die Tatsache, daß wir hier eine rituelle Handlung des Baumkultus haben, daß der Wald die geheimnisvolle Wohnstätte ist und daß im geschmückten, bebänderten Block[28] der Vegetationsdämon wohnt. Es sei noch beigefügt, daß der Wilde Mann auf dem Wappen des Zehngerichtenbundes und der Ammannmaien, der noch Mitte des vorigen Jahrhunderts in Obersaxen aus dem Wald geholt wurde und auf den Hausgiebel des neuerwählten Ammanns gesteckt wurde, hieher gehört[29].

Es handelt sich nicht bloß um den Wald als Wohnstätte der guten und bösen Geister, sondern um den Glauben, daß die Bäume beseelt seien. Vor mehr als drei Dezennien erzählte mir ein alter Mann, daß er eines Abends von Dardin nach Brigels hinaufging. Plötzlich stand vor ihm ein lichterloh brennender Mann, der seine flammenden Hände gegen Himmel streckte. Ohne zu wissen, was er tat, trieb es ihn diesem entgegen; doch da stieß er an eine alte Birke. Mir, dem Zweifler, warf er beleidigt hin: „Ich glaubte, daß sie als Pfarrer mehr wüßten; solche Erscheinungen sind nicht selten." Sein Mund blieb mir aber fürderhin für solche Berichte stumm. Später aber las ich in der Rätoromanischen Chrestomathie[30], wie „eine Hexe in rot und grün" mit einem Korb auf dem Rücken auf einem Fuchs reitend einen Tannenstamm hinaufkletterte. Eine andere Hexe gab einem Mädchen einen Gürtel, welchen das Mädchen, anstatt ihn für sich zu gebrauchen, um einen Besen band, der sofort in Feuer aufging. Deutlicher aber spricht von der Beseelung der Bäume folgende Erzählung[31]: Es zogen zwei Bündner Soldaten in die Fremde. Müde legten sie sich im Walde nieder, um zu schlafen. Während der eine sofort einschlief, wachte der andere neben ihm und sah, wie ein Flämmchen aus dem Munde des Schlafenden hervorkam, ein Stück waldeinwärts schwebte und dort auf einen morschen Baumstock sich setzte. Der Wachende erschrak und weckte den Schlafenden auf; in dem Augenblick kehrte das Lichtlein zurück und

dem Erwachenden zum Munde hinein. Der Erwachte machte dem Weckenden bittere Vorwürfe, daß er ihn aus einem so wundersüßen Traum aufschrak. In einem Holzblock habe er im Traume einen Schatz gesehen; aber nun wisse er nicht in welchem. Der andere bezeichnete ihm den morschen Baumstock, auf welchem er das Lichtlein gesehen. Sie gingen hin und entdeckten einen gewaltigen Schatz, den sie kaum zu heben vermochten. Beide waren nun reiche Leute. Die Flamme als „alter ego" der Seele hatte sich mit der Baumseele begegnet und erhielt von dorther die Kunde des Schatzes. Der angeschossene Ahorn von Truns blutet[32], weil er lebendig ist. Mannhardt[33] sagt: „Die Seele des Verstorbenen geht in den Baum über, erfüllt ihn gleichsam mit menschlichem Leben, so daß Blut in seinem Geäder umläuft. Zugleich läßt sie sich als Schatten in Tier- und Menschengestalt außerhalb des Baumes oder in dessen Nähe sehen, und ihr Anschauen verursacht jene Krankheiten, mit welchen der unverhüllte Anblick von Geistern auch sonst bestraft wird. Durch die Vernichtung des Baumes freigeworden, vereinigt sie sich mit dem Winde und tobt in der wilden Jagd daher."[34] Ein Dienstmädchen sah[35] unter einer Nessel im Garten eine schauderhaft beleibte Kröte. Zum Scheusälchen sagte sie: „Ich möchte dir bei der Geburt abwarten." Wie sie dann tatsächlich zu ihrem Schrecken zu dieser Geburt abgeholt wurde, erfuhr sie, daß sie sieben Jahre lang des Teufels Großmutter abwarten mußte. Diese war offenbar in die Nessel gebannt worden und hatte sich in der Kröte sichtbar machen können. Noch aufschlußreicher ist die rätoromanische Ballade „Dil fideivel pèr"[36]. „Das treue Liebespaar" stirbt und die Mutter verordnet das Begräbnis:

„Ina sur baselgia ed ina sut baselgia.
Ei crescha duas gilgias schi liun, schi ault,
Ch'ellas tonschan ensemen sin tètg.
O cara mummetta tgei munta quei?
Ch'els segien en il sogn parvis ensemen."

Sie werden begraben einer ob der Kirche und die andere unter der Kirche. Dem Grabe entkeimen zwei Lilien so lang und hoch, daß sie sich am First umfassen. „Was will das heißen?" fragt der Sänger und die trauernde Mutter antwortet, daß sie vereint im Himmel seien[37]. Decurtins griff auch früher die gleiche Frage im

„Ischi“[38] auf, wo er die Sage des Trunser Ahorns behandelt. Mannhardt bemerkt in seinem „Wald- und Feldkultus“[39], nachdem er eine Anzahl solcher Beispiele angeführt hat: „Aus dem Glauben, daß die Pflanze eine Seele habe, erwuchs die Ansicht, daß dieselbe der zeitweilige Körper einer Menschenseele sei. Die Seelen Liebender oder unschuldig Gemordeter wandeln sich in weiße Lilien und andere Blumen, welche aus dem Grabe oder aus dem hinströmenden Blute hervorsprießen.“ Wie tief solche Ansichten im Volksglauben noch im Mittelalter hafteten, beweist die Schilderung Dantes, welche sich im „Inferno“ im Kreise der Selbstmörder findet. Von allen Seiten vernimmt der erschrockene Besucher des Inferno[40] grauenhaftes Wehegeschrei, während er nichts entdeckt als mißgestaltete Bäume. Vergil belehrt ihn indessen, daß Menschen drin versteckt hausen:

„Però disse il maestro: Se tu tronchi
Qualche fraschetta d'una d'este piante,
Li pensier c'hai si faran tutti monchi.
Allor porsi la mano un poco avante
E colsi un ramuscel da un gran pruno;
E il tronco suo gridò: Perchè mi schiante?
Da che fu fatto poi di sangue bruno,
Ricominciò a gridar: Perchè mi scerpi?
Non hai tu spirto di pietate alcuno?
Uomini fummo, ed or sem fatti sterpi.
Ben dovrebb'esser la tua man più pia
Se stati fossim'anime di serpi.
Come d'un stizzo verde, che arso sia
Dall'un de'capi, che dall'altro geme,
E cigola per vento e va via:
Sì della scheggia rotta usciva insieme
Parole e sangue. Ond'io lasciai la cima
Cadere, e stetti come l'uom che teme.“

Diese Schilderung Dantes gibt das ganze durch lange Studien der Folkloristen aus tausend Dingen des Aberglaubens erarbeitete Bild des Baumkultus, der „beseelten Bäume“, ihrer Lage, der heiligen Unberührbarkeit jedes Zweigleins und Ästchens, des Feuers und Rauches als des Wesens der Seelen in unnachahmlicher Art und Kunst, — in bloß zwanzig Versen. Man braucht bloß beizufügen, daß die Schilderung Dantes nicht eine leere Erfindung seiner genialen Phantasie ist, sondern die alte heidnische Auf-

fassung, welche im Mittelalter noch abergläubisches Volksgut war. Man begreift nun auch, warum die Knorren, Auswüchse, Geschwulste der Baumkörper so scheu beachtet und zur Verwendung für gewisse Dinge als besonders geeignet bezeichnet werden. Gefäße aus solchen Mißbildungen, sagte mir ein Gebsenmacher in Vrin, seien besonders kostbar.

Wenn die Bäume bis in ihr Geäste hinaus durch eine innewohnende Seele oder einen Geist Kraft und Leben besitzen, dann begreifen wir auch, daß die Volkskunde die Kinder aus den Stauden holt, daß der Mann im rätoromanischen Märchen ohne Feuer nur mit einer geschwungenen Rute das Wasser im Kessel zum Sieden bringen kann[41], daß die Tochter des rätischen Märchens aus jedem Stein, den sie mit der Rute streicht, welche der „Vogel, der die Wahrheit spricht", ihr anweist und die sich bei einer Quelle unter Bäumen im dunklen Wald fand, einen Prinzen oder eine Prinzessin zum Leben erweckt[42]. Diese Lebensrute, welche tötet und zum Leben erweckt, ist in der Hand des Königs zum Zepter geworden und wird im „Kaiserlich Recht" der Kriminalstatuten des Lugnez, der Gruob und von Davos zum Stab, la bitgetta, welcher vor dem zum Tode Verurteilten entzweigebrochen und ihm vor die Füße hingeworfen wurde[43]. Vielleicht hat der Stab, welcher da und dort, z. B. im Prätigau, aufs Grab gesetzt wird, nicht den Sinn des Wanderstabes, sondern der Lebensrute[44].

Zu den beseelten Stauden können wir wahrscheinlich auch den „burschin de s. Valentin", die Wacholderstaude des hl. Valentin rechnen, welcher das Viehhüten bei Abwesenheit des Hirten anempfohlen wird. Der Hirt steckte eine solche Staude in die Erde bei der Viehherde, warf sich dann auf die Knie und betete:

„O bien sogn Valentin!
Jeu mettel a Ti in burschin.
Pertgira mia biestga, entoch'jeu vom
Et entochen ch'jeu vegn.
Jeu vi dir in paternies
E far alla biestga ina crusch sil dies."[45]

(Guter heiliger Valentin, einen Wacholderzweig setz ich dir. Hüte mein Vieh vom Weggang bis zur Rückkehr. Ich bete ein Vaterunser und mach dem Vieh ein Kreuz auf den Rücken.)

Jedermann ahnt hier sofort, daß es sich um eine heidnische Gottheit handelt, die in dieser Staude kultische Verehrung empfängt und die dafür das Vieh zu hüten hat. Dieser Pflanzendämon der Alpenregionen wurde bei der Rückkehr des Hirten regelrecht begraben. Der Hirt betete noch ein Vaterunser zum Dank, nachdem er den „burschin" mit Erde zugedeckt hatte. Wir haben hier die Verchristlichung einer altheidnischen Sitte. Wahrscheinlich gehört auch das Kinderspiel „il spinatschiel" hieher[46].

Ganz sicher aber darf man hier den „cusch de Nadal", den Christblock, nicht vergessen, trotzdem in rätischen Landen heute nur ganz verblaßte Spuren eines ehemaligen rituellen Brauches vorliegen. Man weiß höchstens noch, daß der Vater, womöglich der Großvater, wenn er noch lebt, bei Eindeckung seines Winterholzbedarfs einen möglichst verknorrten, astreichen Block bereitstellt, der in der Weihnacht in den Stubenofen geschoben wird. Man denkt nur an die praktische Seite einer warmen Stube für den Heiligen Abend, wo man bis zum Mitternachtsgottesdienst wachte, religiöse Adventslieder sang, während die Jerichorose in einem Wassergefäß auf dem Tische sich öffnete. Hie und da wurde der blühende Kirschbaumzweig vorgezeigt oder Salz auf zwölf Zwiebelschalen gestreut und je nachdem eines naß wurde, das Aussehen der folgenden Monate prophezeit[47]. In Schams goß man noch Bleikugeln ins Wasser[48]. Der Mittelpunkt dieser Überreste einer uralten Feier zu Ehren der Sonnenwende in dunkelster Stunde und längster Nacht war aber gewiß der Weihnachtsblock. Wie verarmt die Sitte heute bei uns noch sein mag, läßt sich doch aus dem entsprechenden, noch heute fortlebenden Brauch in der Provence schließen, welch eine zentrale Bedeutung ihr ehedem zukam. Im „Bulletin parroissiale de Cannet" vom Jahre 1909 beschreibt der Pfarrer dieses Ortes in der Nähe von Cannes diese Weihnachtssitte, welche im Provençalischen „Lou Gacho-fuec", die Feuerbetrachtung heißt. Der Erzähler, ein angesehener Führer der provençalischen Bewegung, bemerkt, daß die von ihm beschriebene Sitte nur noch in wenigen Familien in Übung sei. Das Wesentliche dieses Brauches ist nun, daß die ganze Familie sich um den Herd versammelt, auf dem der Weihnachtsblock brennt. Ein Mahl von verschiedenen nationalen Fastenspeisen wird veranstaltet und dazu ein Glühwein ge-

trunken. Das jüngste Kind steht vor dem schwach brennenden Christblock, während die ganze Familie kniend beim Herde – gleichsam am Hausaltar – sich sammelt. Mit einem Löffelchen oder mit einem Krüglein läßt der Jüngste von dem Glühwein des Mahles auf die zitternde Flamme tropfen. Das schwache Feuerlein flammt auf und wird schöner und lebhafter. Da breitet dann der Großvater die Hände über alle Kinder aus und segnet sie. Hernach segnet er das Feuer: „Daß die Glut uns gnädig sei! Gib Mut der Jugend und Kraft den Alten. Dann segnen wir dich. Doch möge deine verzehrende Flamme verschonen unser Dach, unsere Ernte und alles, was hier lebt.“ Dieser Weihnachtsbrauch erschien den Provençalen, vorab dem großen Mistral, so bedeutungsvoll, daß er in lebensgroßen Trachtenfiguren in ihrem interessanten volkskundlichen Nationalmuseum von Arles dargestellt wurde und dort zu sehen ist.

Der Brauch des Weihnachtsblockes ist uns deshalb ein vermehrter Beweis für die Annahme, daß dieser Baum als beseelt betrachtet werden muß, weil ein rätoromanischer Spruch die gegenseitige hilfsbereite Verwandtschaft von Holz, Feuer und Dialen betont. „Heu, Feuer und Dialen“ helfen sich gegenseitig; also sind sie alle geistige Wesen[49]. Sogar das frischgewachsene Gras, geschweige denn der Baum, ist beseelt und schwingt die „metta da fein“, der Heustumm, ihre unsichtbare Sense in die Beine derjenigen, die das Gras niedertreten. Die Hexen entziehen sich drohender Gefahr, indem sie sich in Besen verwandeln[50]. Im Berner Oberland hauen die Holzfäller noch heute ein Kreuz in den Baumstrunk, sobald die Tanne gefällt ist. Es ist das Kreuzzeichen zum Verscheuchen der Gottheiten, die wie bei der Eiche des hl. Sigisbert sich rächend auf die Arbeiter stürzen könnten. Man hat auch schon behauptet, daß das Gebet der Waldarbeiter zu Beginn und zum Schluß ihres Tagewerkes im Walde unbewußt diesem Glauben der Abwehr einer geheimen beleidigten Gottheit gelte.

A. Peter, „Volkstümliches aus Österreich“, berichtet: „In Waldbäumen wohnt, wie noch jetzt alte Leute glauben, ein höheres Wesen. ... Wenn man einen bejahrten Holzhacker im Walde belausche, so kann man hören, wie er dem Baume, den er eben fällen will, Abbitte leistet. ... In jedem Baume wohne eine arme

Seele, der er dadurch, daß er Abbitte leiste, Erlösung bringe, während sie leiden und im Baumstrunke fortleben müsse, wenn er das zu tun unterlasse."[51]

Der Glaube unserer vorchristlichen Rätier bezüglich der Heiligkeit gewisser Bäume und der Besetzung derselben durch Seelen und Gottheiten gewinnt durch dasjenige eine sichere Bestätigung, was Bötticher in seinem „Baumkultus der Hellenen" aus den römischen und griechischen Schriftstellern berichtet. Plinius sage in seiner Naturgeschichte der Bäume, daß diese ebensowenig der Seele ermangelten wie jedes andere Lebende. ... Bäume seien die ersten Tempel der Gottheiten gewesen. Lukian sagt: Es haben zuerst die Menschen den Göttern Haine eingezirkt, Höhen geweiht, Vögel geheiligt und jeder Gottheit einen besonderen Baum beigelegt. ... Zuletzt habe man den Göttern erst Tempel errichtet[52]. Wie dauernd im Leben der Italer die Identität des Baumes mit dem Gottwesen festgehalten ist, dafür spricht die Tatsache, daß sie fortwährend aus den Zweigen heiliger Bäume Bünde (struppi) machten, dieselben auf Pulvinarien setzten und sie heilig verehrten[53]. Wenn man weiß, daß die Götterverehrung mit den Zweigen eines heiligen Baumes ganz untrennbar verknüpft ist, wie kein Gebet ohne dieselben zu sprechen, kein Sakrum, keine Opferhandlung ohne sie möglich, keine einzige der heiligen Riten ohne dieselben ausgeübt werden kann, dann begreift man erst vollkommen, was Kultus der Bäume sei, dann erklärt sich die Verwendung ihrer Zweige, Früchte und Hölzer in den heiligen Riten, dann erschließt sich die Ursache, warum man die Stiftung von sacra und Kultusstätten von der Möglichkeit abhängig machen mußte, einen der Gottheit heiligen Baum pflanzen und zu den Kultriten benützen zu können. Aber nur weil das Wesen je einer Gottheit in der Substanz je eines Baumes lebend und mit ihr assimiliert gedacht wurde, knüpft sich bei den Hellenen die Verehrung der besonderen Götter an den Baum. Als im Baum seiend und örtlich in ihm wohnend wird unter seinem Bilde die Gottheit zum erstenmal durch Opfer und Weihespenden begrüßt[54]. Daher stammt nun auch die Bekränzung der Weihegaben und der Kultuspersonen und die Verwendung heiliger Zweige zur Wasserbesprengung im Reinigungskultus. Kranz, Zweig und Blumen spielen noch heute im christlichen Ritus der katholischen

Kirche eine sehr große Rolle. Sie haben aber den ehemaligen kultischen Sinn der Verbindung mit der Baumgottheit eingebüßt; aber sie sind noch immer sinnreiche Zeichen zur Erhöhung der Feierlichkeit, eine Sprache in Zeichen, um auf die Bedeutung des Gebetes zum wahren Gott auch unter Befriedigung der ästhetischen Bedürfnisse aufmerksam zu machen. Die Worte und Buchstaben sind in den kirchlichen Zeremonien, in den Dekorationen der Kultusstätten und in Kultusgegenständen beibehalten worden; aber der Sinn, der Inhalt ist ein anderer. Der heidnische Kultus ist verchristlicht worden.

Die Auffassung der Hellenen und Römer geht klar dahin, daß die Haine der Hauptgottheit geweiht sind, während die einzelnen Bäume von untergeordneten Dämonen, Baumnumen und Baumseelen bewohnt werden. Man dachte sich den Baum belebt von der Baumseele gleich wie ein belebter menschlicher Körper, ja man setzte sogar voraus, daß er das Leben auch in gleicher Weise fortpflanze. Mit anderen Worten hat Ovid das kurz charakterisiert, wo er in den Fastes sagte: „Numen inest.“ Daß diese Ansicht nicht sobald überwunden wurde, erfahren wir aus einer Homilie des hl. Hieronymus (anno 331—420)[55], der diejenigen als Häretiker bezeichnet, die da glauben, alles habe eine Seele (omnia putant animantia).

Nach den Belegen aus der rätoromanischen Oralliteratur deckt sich die Auffassung des vorchristlichen Rätiens im wesentlichen mit derjenigen Roms und Athens. Inwieweit in Einzelheiten mehr germanische oder illyrische Einflüsse sich geltend machen, läßt sich einstweilen sehr schwer entscheiden, und noch schwieriger dürfte die Ausscheidung des rein rätischen Kulturgutes sich gestalten.

III.

Nachdem wir erkannt haben, daß das Wesen des Baumkultus in dem war, daß Geister, Seelen, Gottheiten in den Bäumen wie in einem menschlichen Leibe Wohnsitz haben, müßte man wahrlich staunen, wenn den Bäumen und beseelten Pflanzen keine Opfer gebracht worden wären. Zahlreiche Darstellungen pompejanischer Bilder und andere, die auf den Bildtafeln Böttichers sich finden, geben uns Kunde von Altären, Lichtern, von Tier-

opfern, ja sogar Menschenschlachtungen vor Bäumen. Unsere rätischen Belege sind hingegen ziemlich dürftig. Doch sind sie so, daß wir sie vorführen dürfen.

Auf Ruscheiner Gebiet, wo wir beim Steinkultus ein Dutzend Schalensteine nachgewiesen haben, findet sich ein Steinblock, genannt il crap de s. Zeign. Viele, welche an diesem Stein vorbeigehen, wo der Heilige sich aufgehalten haben soll, werfen beim Vorbeigehen einen Baumzweig drauf[56]. Aus der Legende des hl. Sigisbert erfahren wir, daß das Volk zu einem Fest versammelt war, wo es das Bild Apollos an einer Weide befestigt hatte, — also im Begriffe stand, Opfer zu bringen. Welcher Art dürften wohl die Gaben gewesen sein? Vielleicht sind es diejenigen, welche der Knabe des Oberhalbsteins beim Pfeifenschneiden dem Weidenbaum verspricht: „Per far nier or la seia ord igl len' schivlott: Schivlot vea sche dunga pantg e mel sen la steala."[57] („Pfifli, Pfifli, schlupf heraus, dann geb ich dir Butter und Honig auf der Butterkelle.") Butter und Honig sind bei allen Völkern übliche Opfer an die Baumgottheiten. Nicht bloß der grünende Baum ist von Gottheiten bewohnt, auch der verdorrte, der im Strickwerk des Holzhauses sich findet, bleibt in ihrem Besitz; sie künden sich im Ächzen und Sichstrecken der Balken. Nach Rochholz blieb dieser Hausgeist noch weiter in den Holzresten des abgebrannten Hauses[58], und nach den Angaben bei Mannhardt[59] bringen die Siamesen dem im Kiel des Schiffes eingebauten Stamm des Schutzgeistes – als Schlange – Opfer, ja die gleichen Völkerschaften ordnen auch dem aus dem Walde hergeführten, in der neuen Wohnung aufgerichteten Holzpfosten. Da begreift man nun, daß jenes Ächzen und Krachen in den Ställen nichts anderes ist als das Wehklagen armer Seelen. Wenn es in den Holzhütten durch die Gewettköpfe pfeife, solle man Brot hineinstreuen, und wenn die Schweine nicht in der Alp bleiben wollen, solle man drei Borsten zwischen die Gewettköpfe stecken, dann werden sie nicht heimlaufen[60]. Gehen die Töchter abends zur Nachbarin mit Hanf- und Flachssträhnen im Korb, um dort in Gesellschaft zu spinnen, dann sollen sie Brot obenauflegen, sonst könnten die Geister schaden[61]. Meine Mutter, eine besondere Nelkenliebhaberin, erzählte, daß sie von ihrer Großmutter die Weisung erhielt, den Wurzelstock ihrer Nelken mit Ziegenmilch zu begießen, dann

würden sie erst recht schön. Nach Mannhardt gießen die Dänen Milch auf die Wurzel des Holunderbaumes, um ihn zu versöhnen, wenn man ihn beschädigt hatte[62]. In gleicher Weise erfahr ich von der Mutter, daß sie gelehrt worden sei, die Nelkensprossen so zu setzen, daß man einen Schnitt ins Nelkenzweiglein mache, ein Gerstenkorn hineinsetze, mit einem Frauenhaar umwinde und dann so in die Erde stecken müsse. Haar- und Kornopfer sind in der Folklore allgemein bekannte Gaben an die Gottheit. Ein Kinderlied der Chrestomathie spricht noch von einem anderen Opfer. Es lautet die Anordnung:

„Giachen dellas streglias
Taglia giu las ureglias
Metta sin in pal
E lai entochen Nadal."[63]

Der schwer zu übersetzende Spruch verlangt, daß man die Ohren abhaue, auf einen Pfahl stecke und bis Weihnachten stehen lasse! Man kann dies als spielerische Kinderreimerei ohne Sinn bezeichnen; aber Tatsache ist es nach Bötticher[64], daß den Griechen fürs Opfer oft schon ein in die Erde gesteckter Pfahl genügte, um ihm daran ein Opfer darzubringen. Am Sünderkapitell der Kathedrale zu Chur packt der Sünder nach dem Ohrläppchen des Teufels, und der Teufel beißt dem Sünder die Ohrläppchen weg[65].

Andere Opfer scheinen sich vorzufinden in folgenden Bündneroberländer Sommerbräuchen[66]. An der Vigil des Johannestages liest man Johannesblumen während des Mittagläutens und befestigt sie an den Einhängern der Fensterbalken. Diese Blumen seien gegen Blitzgefahr geweiht. Im Oberhalbstein steckt man solche Blumen an den Mehltrog, damit er nicht leer werde[67]. In ähnlicher Weise brechen die Bewohner von Brigels Ahornzweige und die Leute von Sagens Holunderzweiglein gegen Unwetter und Blitzgefahr, ja Kartoffel- und Kabispflanzen sollen ebenfalls an diesem Tage mit Erde eingeschaufelt werden. Reiche die Zeit nicht, so genüge es, darüber mit dem Unterrock hinzustreichen. Am gleichen Tage rissen die Frauen von Igels (Lugnez) vor Sonnenaufgang Zweiglein von den Eschen, um vor Unwetterschaden gesichert zu sein. Dieser Brauch gewinnt an Bedeutung, wenn wir wissen, daß der uralte Name der dortigen Pfarrei

„Freissen", Esche – la pleiv de Freissen – heißt. Ob dort nicht ein solcher Baum als genius loci war[68]? Am folgenden Tag ging die Jugend in die Maiensässe und war lustig und froh bei Nidel. Ob nicht das Lugnez die Esche als heiligen Baum verehrte, während die Cadi im Ahorn den gleichen Vertreter hatte, Schanfigg und die Gruob den Holunder? Wir wagen es nicht zu verneinen. Überdies glauben wir Opfer an den Korndämon in einem Brauch zu finden, der beim früheren Handdreschen in Übung war[69]. Die Kornwannerin wurde über die letzten Garben in der Tenne hin- und hergeschwungen. Das gleiche machte man mit dem Strohbuben, welcher die Garben in die Tenne warf und das Stroh wegschaffte. Man warf ihn aufs leere Stroh und trieb allerlei Mutwillen mit ihm. Zuletzt wurde er beim Nachtmahl mit einem besonders großen Kuchen bedacht, in den aber anstatt des Apfelschnittens ein Stück Sohlleder hineingebacken worden war. Ob es sich hier um wirkliche Opfer handelt, läßt sich nicht entscheiden; aber gewiß handelt es sich auch hier um einen rituellen Brauch. Er erhält seine besondere Bedeutung, wenn er der mantinada de Vrin[70] nahegerückt wird, jenem merkwürdigen Spiel, das noch vor fünfzig Jahren zur Fastnachtszeit im hintersten Lugnez von Haus zu Haus ging. Ein junger Mann tanzt mit einem Mädchen in einer Kornwanne. Das Mädchen ist in Wirklichkeit eine Strohpuppe, die so mit dem Tänzer verflochten ist, daß man ein Tänzerpaar im Kreise sich drehen sieht. Die Füße des Tänzers gehen durch den Boden der Kornwanne hindurch. Das festlich gekleidete Tänzerpaar ist von mehreren monturierten Wachtpersonen angeführt, die mit Stecken bewaffnet den Tänzer schlagen, wenn er nicht gut tanzt oder nicht recht spielt. Im Trunser Umzug[71] von 1924 wanderte dieses uralte Märchen unverstanden und bestaunt mit. Es handelt sich ohne Zweifel um eine uralte heidnische rituelle Aufführung zu Ehren einer Gottheit der Fruchtbarkeit. Man dachte wahrscheinlich an eine Korndämonin, welcher man in diesem Aufmarsch sich empfahl. Vielleicht dachte man an jenes Wesen, dem „paun della mumma de graun", dem das schwarze Mutterkorn in der Gerstenähre als Opfer zur Nahrung reserviert ist. Wer davon ißt, muß dran sterben! Der Gedanke an eine rituelle Opferhandlung, an eine Korngottheit zwingt sich uns mit größter Sicherheit deswegen auf, weil die Römer nach

heute noch vorhandenen bildlichen Darstellungen ihre Erstlingsopfer in einem Opferkorb, „vannus“ genannt, der Gottheit darbrachten, ja wir finden dort sogar zwei Bacchanten mit dem kleinen Dionysos, der in diesem Korbe sitzt, welcher an jeder Seite wie die Lugnezer Kornschwinge zwei Henkel hat. Bild, Tanz, Schwingkorb, Bacchanten und gleicher Name – anstatt vannus „von“ – reden hier die deutlichste Sprache[72]. Das Schlagen der Bacchanten ist eine allgemein bekannte Prozedur des Fruchtbarkeitsritus, der beim Wilden Mann Samnauns vorkommt und in Vals mit der aschegefüllten „Schwieblattere“ an einem Stock noch heute in der Fastnacht in Übung ist. Es bleibt hier noch zu bemerken, daß die heidnischen römischen Opfer mit wollenen roten Weihebinden ausgestattet wurden[73]. Diese Baumopferbinden sind auch bei uns in Übung gewesen; denn zu Zorten-Obervaz erhält ein Bursche von einer Hexe einen Gürtel zum Geschenk. Da der Gürtel nicht recht paßte, legte er ihn um eine Tanne, die Feuer faßte und in wenigen Minuten niedergebrannt war[74]. Gleiches passierte, als ein Mädchen eine solche rote Binde um einen Besen band[75].

Einen interessanten, historisch wichtigen, einwandfreien Beleg für die Opfer, welche in rätischen Landen ehemals in Übung waren, gibt uns der Skarapsus des Wanderbischofs Pirmin, der um 724 die Abtei Reichenau gründete unter dem Schutze Karl Martells und hernach das Kloster Pfäfers errichtete. Von ihm, der zum Staunen der Zuhörer „utraque lingua, Romana scilicet Francorumque ... adprime sciebat“, der vorzüglich beide Sprachen, die romanische und die fränkische, kannte und daher sogar als Bündner Oberländer bezeichnet wurde, liegt eine Art Volkschristenlehre vor, die den Titel „Skarapsus“ trägt und ihrem Charakter nach in Pfäfers geschrieben sein dürfte. Unter vierunddreißig Kapiteln findet sich auch eine belehrende Verurteilung heidnischer Kultusopfer. Im Kapitel 22 wird gesagt: „Nolite adorare idolis; non ad petras, neque ad arbores, non ad angulos, neque ad fontes, non ad trivios nolite adorare, nec vota redire...“, ferner sollen sie nicht laurus[76] ponire ... effundire super truncum frugem et vinum et panem in fontem mittere ... Karactires, erbas, sucinos nolite vobis vel vestris adpendere“. Man sieht daraus, daß man den Idolen Opfer darbrachte, betete und Gelübde machte

an den Bäumen, in Höhlen, bei Quellen, daß man Laubkränze setzte, Früchte in Opferstrunke[77] ausschüttete und Wein und Brot in die Quellen warf. Es war auch Übung, daß man sich und anderen Amulette[78], Kräuter und Säfte[79] anhing. Wie ging das zu? Vielleicht gibt die Volksmedizin der Chrestomathie dazu die Erklärung, indem sie anordnet: „Ina femna duess adina portar in zitget cun treis flurs camella sin sesezza.“ Eine Frau sollte immer ein Säcklein mit drei Kamillenblüten bei sich tragen, ja „ina femna duess dar la camischa per la plonta camella et in um duess trer treis gadas la capialla avon la camella“, eine Frau sollte für den Kamillenstock das eigene Hemd hergeben, und der Mann sollte vor der Kamille dreimal den Hut ziehen[80].

IV.

Nachdem erwiesen ist, daß in vorchristlicher Zeit der Glaube an die Anwesenheit von Gottheiten in Bäumen und Pflanzen herrschte, daß man diesen sogar Opfergaben darbrachte, kann man leicht begreifen, daß sie auch dem Orakelwesen dienten. Einige Beispiele, welche die Rätoromanische Chrestomathie anführt, geben darüber Aufschluß. Aus der Weihnachtsrose läßt sich ein gutes oder böses Jahr weissagen[81]. Dem gleichen Zweck dienen der blühende Kirschbaumzweig und die Schalen der Zwiebel. Fällt am Palmsonntag Schnee auf die Palme, dann schneit es im Sommer in den Kornacker[82]. Sonne auf die Palme gibt ein gutes Jahr[83]. Früh fallendes Laub verkündet baldige Kälte, und langhaftendes Laub deutet auf viel Gewürm[84]. Findet eine Frau zwei Ähren an einem Halm, dann bekommt sie Zwillinge[85]. In einem Kinderspiel des Oberhalbsteins raten der Herr und der hl. Joseph, indem sie einen Stock in der Hand halten[86]. Vierblättriger Klee bedeutet Glück[87].

V.

In den Bäumen halten sich die Krankheitsdämonen auf, darum muß man sie wieder zurückführen und verpflöcken[88]. Ist jemand so krank, daß kein Arzt mehr helfen kann, dann entzieht man ihm einen Löffel voll Blut, geht zu einer Tanne, bohrt ein Loch hinein und schüttet das Blut dorthin, dann verstopft man das Loch. Der Kranke wird gesund werden, während der Baum

zugrunde gehen wird[89]. Wer „diarvets", die Gesichtsflechte, hat, schneide vom eigenen Ohr ein Stücklein ab und stecke es in die Gewettköpfe des Hauses; so verschwindet die Flechte[90]. Als ich eines Tages mit einem alten Hirten bei seiner Viehherde war, lehrte er mich, die losgelöste Rinde aufzuheben und hineinzuspucken. Das sei gut gegen Würmer, sagte er. Wenn es in einem Hause geiste, dann banne der Kapuziner diesen in eine Kanne und lasse ihn in den Wald tragen; so hörte der Schreiber oft behaupten.

Die Rätoromanische Chrestomathie berichtet noch vom Farnkraut, daß es an der Vigil von Johannes wachse, blühe, reif werde und reif zu Boden falle. Die Blüte sei sehr schwer zu finden; wenn jemand dieses Glück habe, dann sei er reich genug. Man könne sie am Johannesvortag beim Mittagsläuten bekommen. Man sammelt sie, indem man etwas Weißes unter der Staude ausbreitet und die Blüte drauffallen läßt. Während man dieses tut, wird man geschüttelt und geschlagen; denn der Geist, welcher im Farnkraut ist, wehrt sich, die Blüte nehmen zu lassen[91]. Die Erdbeere ist so ominös, daß sie den Mann hoch zu Roß bringt, während sie die Frauenwelt ins Grab legt[92]. Wohl aus diesem Grunde verlangt ein anderer Spruch, daß der Reiter vom Rosse steigen soll, um eine Erdbeere aufzulesen, während die Frau siebenmal mit ihrem Kleide darüber streichen soll und erst dann in einen Dornstrauch beißen, anstatt diese Beere zu genießen. Wohltätig wirkt auch die Alpenrose; denn: zahnenden Kindern soll man die frischgeschnittene Blume in den Mund stecken. Die Alpenrosen wachsen dort, wo die Geisterheere vorüberhuschten[93].

VI.

Der intellektuelle Konflikt vorchristlicher Zeit in der Unterscheidung von Geist und Körper, der durch das Christentum klargelegt worden ist, macht sich in sehr interessanter, geradezu dramatischer Weise geltend in der Gleichsetzung des Menschen und der Pflanze, seines und ihres Loses. Das wunderbarste Beispiel dieser Art findet sich im St. Margarethalied, canzun de sontga Margriata[94], welches vor einem halben Jahrhundert von der Jugend allgemein gesungen wurde. Es berichtet uns von einer

Hirtin, welche sieben Sommer als Hirt verkleidet in der Alp war. Durch einen Fall auf einen bösen Stein entdeckte der jüngste Hirt die Zeichen ihrer jungfräulichen Weiblichkeit. Seine Entdeckung wollte er sofort dem Sennen mitteilen; aber die hl. Margaretha bat ihn, davon abzustehen. In einem langen Dialog ringt sie mit dem Jungen und verspricht drei schöne Hemden, die, je mehr er sie verschmiere, desto reiner werden würden, dann drei Schafe, von denen er dreimal im Jahre je 24 Krinen gewinnen könne. Sie verheißt ihm drei braune Kühe, die er dreimal im Tage melken könne, einen Garten, den er dreimal mähen könne, eine Mühle, die fortwährend bei Tag Roggen und bei Nacht Weizen mahle, ohne ein Körnchen nachzuschütten. Alle Angebote weist er trotzig zurück, indem er spricht:

„Quei vi jeu buc, quei prend jeu buc
E quei sto nies signun saver,
De tgei sex purschalla nus vein
(Tgeinina ventireivla purschalla nus vein)."[95]

(Das will ich nicht, das nehm ich nicht,
Das muß unser Senne wissen,
Welch glückselige Maid wir besitzen.)

Sie läßt ihn jetzt drei Klafter tief in die Erde versinken. Nun fleht er zu ihr und verspricht zu schweigen; aber kaum ist er wieder aus der Not, so besteht er drauf, dem Sennen von der Entdeckung Mitteilung zu machen. Nun wandert die Heilige fort aus der Alp, indem sie sich verabschiedet. Weinend gehen ihr die Kühe nach, während der Alpenquell versiegt und ihre Lieblingspflanze, die jarva de s. Margriata, verdorrt. Zu ihrem Abschied läuten die Glocken von St. Georg und St. Gallen.

Der im Liede genannte Kunkelserpaß, welcher im Frühmittelalter die kürzeste Verbindung Mittelbündens mit Alemannien darstellte, also das schloßreiche Domleschg mit dem Sarganserland verband und darüber hinaus, lokalisiert das St. Margaretha-Lied und weist es in die Gegend hinter dem Calanda. Dort sind auch die wunderbaren Quellen zu suchen und zu finden, welche zeitweilig versiegen. Am Ende des Liedes werden die Kapellen St. Jörg und St. Gall genannt. Die erstere steht noch heute unterhalb Pfäfers bei der sogenannten Porta Romana, und die zweite dürfte dort gewesen sein, wo heute die Pfarrkirche von Ragaz sich

findet. Der Inhalt des Liedes und der Charakter der Melodie weist auf eine Zeit hin, wo das Christentum dort erst in den Anfängen war, also etwa in die Zeit vor der Entstehung des Klosters in Pfäfers. Im Liede selber findet sich nichts Christliches. Es stammt unbedingt aus einer Zeit, wo der Glaube an das Ineinandergreifen des Loses der beleidigten Jungfrau und ihrer Pflanze mehr als Poesie war. Es ist ein sympathetisch-anthropogenischer Mythus, verwandt mit demjenigen des früher zitierten Liedes „il fideivel pèr", wo die aus dem Grabe hervorwachsenden Lilien auf dem Kirchendach sich zusammenfinden und künden, daß beide gemeinsam im Himmel seien. Als die Heilige die Alp verließ, verwünschte sie die Pflanze, jarva sontga Margriata, Isländisch Moos, welche früher grün war und so milchergiebig, daß man die Kühe dreimal melken konnte. Durch diese Verwünschung verdorrte die Pflanze; aber die Volksmedizin rühmt ihr nach, daß sie eine besondere Kraft habe für Brustleiden[96]. Eine arg verblaßte Fassung dieses Liedes findet sich auch bei Dietrich Jecklin, wo die Sennerin, überdrüssig des Milchreichtums, verschiedene besonders milchspendende Alpenpflanzen auf ewige Zeiten verwünschte mit dem Spruch:

„Verflucht sei über Grat und Spitz
Muttern, Cyprion und Ritz."[97]

Diese hier kurz gefaßten Ergebnisse unserer Studien über das St. Margaretha-Lied haben wir heute nur angedeutet. Eine ausführliche Bearbeitung dieses Liedes werden wir im Jahrgang 1938 des Schweizerischen Archivs für Volkskunde publizieren.

Wie nun die grünenden Alpentriften das Los der beleidigten Jungfer tragen, so scheinen sich auch die Bäume, welche verunehrt oder beschädigt werden, sich zu rächen. Der Waldarbeiter des Berner Oberlandes hat, wie dem Schreibenden von einem Förster versichert wird, noch heute Furcht davor, darum haut er beim Baumfällen mit der Axt sofort ein Kreuz auf den verbleibenden Baumstrunk. Wir hörten auch, daß im ganzen Schanfigg noch heute kein Holunderstock ausgegraben und kein Holunderreisig verbrannt werde; es könnte Unglück bringen. Die Erklärung dazu gibt ein Spruch der Rätoromanischen Chrestomathie: „Man darf kein Holunderholz verbrennen, weil die hl. Emerita auf einem solchen Holzstoß verbrannt wurde." Wir haben den

Holunder als besonders verehrten Baum der Gruob genannt, finden aber eine andere, ganz frappante Darstellung dieses Glaubens an die Gottheit im Baume und an die Gefahr der Beschädigung des Strauches bei Mannhardt, wo er berichtet, daß in Schleswig der Bauer, welcher gezwungen war, die Äste des Holunders zu stutzen, mit gebogenen Knien, entblößtem Haupte und mit gefalteten Händen dieses Gebet verrichtete: „Frau Elhorn, gib mir was von deinem Holze, dann will ich dir von meinem auch was geben, wann es wächst im Walde.“ Die Wahrheit dieser Erzählung wird noch erhärtet durch eine Aufzeichnung aus Dänemark vom Jahre 1722: „Paganismo ortum debet superstitio, sambucum non esse excindendum, nisi prius rogata permissione his verbis: mater sambuci, mater sambuci, permitte mihi tuam caedere silvam.“ Nach dem heidnischen Aberglauben dürfe man den Holunder nur anschneiden, nachdem man mit den Worten die Erlaubnis erbeten habe: „Mutter des Holunders, erlaube mir, deinen Wald anzuschneiden.“ Es ist nachgewiesen, daß anderwärts gesagt wurde, „nun opfere ich dir, tue keinen Schaden“, dann, daß man Milch auf die Wurzeln goß und erst nach geschehener Opferspeisung wagte, den Baum zu schneiden[98].

In den gleichen Kreis der sympathetisch-anthropogenen Bäume scheint das merkwürdige Märchen der „matta senza bratscha“, der Tochter ohne Arme, zu fallen. Die Rätoromanische Chrestomathie erzählt in zwei Varianten des Oberhalbsteins und Oberlandes[99], wie ein Herr in rotem Wams und mit Pferdefüßen um Geld eine fromme gute Tochter sich erhandelte und verordnete, daß ihr im Walde die beiden Arme weggehackt würden. Was der Vater, um Geld zu bekommen vom Herrn im roten Frack, auch tat, indem er sein Kind an eine Tanne kettete. Ein Königssohn, auf der Jagd begriffen, fand das arme, verstümmelte Menschenkind, und weil es gar so schön war, nahm er die Tochter zur Frau. Während seiner Abwesenheit im Kriege gebar sie ihm Zwillinge, lieblich wie Milch und Wein. Sie kam durch Verleumdung in übles Gerede und mußte das königliche Schloß verlassen und in den Wald gehen. Um ihren Durst zu stillen, beugte sie sich zum Quell im Walde. Da fiel eines der Kinder in den Teich. Da sie nur zwei Stummel ohne Hände hatte, konnte sie das Kind nicht herausholen. Wie sie aber ihre armen Stummel ins Wasser

hineinstreckte, um das Kind herauszuholen, wuchsen ihr die Hände wieder. Der zurückkehrende Fürstensohn bekam dann wieder Frau und Kind. — Es handelt sich wohl um die beleidigte Baumgottheit, die vom Menschen verstümmelt wird aus Habsucht und die doch immer wieder aus dem Schatz ihrer Fruchtbarkeit Freuden und Früchte spendet, dem Scheusal im roten Frack zum Trotz, den Menschen zum Frommen.

VII.

Unsere Darstellung des Baumkultus in den vorgeführten Erscheinungsformen gewinnt dadurch an Deutlichkeit und Sicherheit, daß wir die Stellung der Kirche zu diesen rituellen heidnischen Gebräuchen kurz übersehen. Nach der Genesis nimmt die tragische Geschichte unserer Stammeltern beim Baum des Lebens und beim Baum der Erkenntnis ihren Anfang[100]. Gott erscheint und redet mit Moses aus einem Dornbusch[101]. Moses beweist seine Berufung durch den Stab, der sich in die Schlange verwandelt. Beim jüdischen Gottesdienst braucht man Palmen-, Myrthen- und Weidenzweige. Drei Ysopzweige, verbunden durch eine rote wollene Binde, dienen den jüdischen Lustrationen als Sprengwedel. Während der amtliche jüdische Gottesdienst die richtige Distanz zum heidnischen Baumkultus einzuhalten und scharf zu betonen weiß, ist dies nach Hosea[102] beim Volk nicht der Fall; denn die Leute opfern unter Eichen, Pappeln und Terebinthen, auf den Höhen; und in Hainen räuchern sie, wie der Prophet zürnend klagt. Er bemerkt, daß sie durch Holz und Stab Orakel befragen. Die Stellung der Israeliten war gegen diesen Kultus so klar festgelegt, daß ihnen sogar der Gebrauch von Asche eines verbrannten Götzenbildes oder Haines untersagt war[103].

Die Stellung des Christentums zum Baumkultus, der bei allen Völkern der damaligen Zeit in Übung war, ist schon durch das Alte Testament festgelegt. Sein Kampf gegen diesen und jeden nichtchristlichen Kultus gewinnt durch die Sendung der Apostel an alle Völker an brennender Aktualität. Anfänglich ist der Christ der blutig leidende Teil, trotzdem die philosophischen Schulen Athens und Roms – man denke an Sokrates, Plato, Aristoteles, Cicero – zur Reifung der monotheistischen Gottesidee wunderbar vorgearbeitet hatten; er hat alle heidnischen Kulte mitsamt der

als Gott sich identifizierenden Staatsgewalt gegen sich. Die christliche monotheistische Gotteslehre dringt langsam an die Oberfläche und legt die Positionen des Heidentums in Asche. Der Staat gibt mit dem Edikt von Mailand vom Jahre 313 nicht bloß den Widerstand auf, sondern arbeitet positiv mit zur Ausrottung der heidnischen Kulte. Wir vernehmen, wie Hieronymus (anno 331–420)[104] eifert gegen die Häretiker, die da meinen, alles habe eine Seele (omnia putant animantia). Augustinus[105] († 430) sagt: „Quicumque in agro suo aut villa aut iuxta villam aliquas arbores aut aras vel quaelibet fana habuerit, ubi miseri homines solent aliqua vota reddere, si non eas destruxerit vel succiderit, in illis sacrilegiis quae ibi facta fuerint sine dubio particeps erit.“ (Wer irgendwo auf seinem Acker oder seinem Gehöfte oder neben demselben etwa Bäume, Altäre oder sonstige Weiheorte haben wird, wo die bedrückten Menschen Gelübde auszurichten pflegen, und er vernichtet solche nicht oder wehrt nicht diesem unheiligen Treiben, der wird sich ohne Zweifel solcher Sakrilegien schuldig machen.) Das Konzil von Karthago verlangt, daß nicht bloß die Götzenbilder, sondern auch die Haine wie die Bäume insgesamt vernichtet werden müßten — es sei nicht erlaubt, bei geweihten Bäumen, arbores sacrivas, Gelübde darzubringen. Gleiche Verordnungen gegen die excolentes arborum, gegen die Baumverehrer kennt das Concilium Tolet. von 681, das Concilium Arelatense von 452. Deutlich spricht das Konzil von Nantes vom Jahre 895; denn dieses verordnet den Bischöfen ausdrücklich: „arbores daemonibus consecratae, quas vulgus colit et in tanta veneratione habet, ut nec ramum vel surculum audeat amputare.“ Die Bischöfe müssen ausrotten die den Dämonen geweihten Bäume, welche das Volk verehrt und in solcher Verehrung hat, daß sie weder einen Ast noch einen Zweig davon abzuschneiden wagen[106]. Im 7. Jahrhundert predigt der hl. Eligius in Frankreich: „Nullus praesumat pecora per cavam arborem transire.“[107] (Niemand wage es, das Vieh durch das Baumloch zu treiben.)

Die genannten Konzilsvorschriften und -verbote galten natürlich auch für Rätien. Die Spuren davon sind nicht sehr zahlreich. In der lex Remedii (8. Jahrh.) sind für die sacrilegi, malefici und mathematici, also für Wahrsager und sakrilegische Götzen-

diener, als Strafe vorgesehen, daß der Fehlbare kahlgeschoren werde, daß siedendes Pech aufs Haupt gegossen und daß er auf einem Esel durch die Dörfer geführt würde. Dadurch wird natürlich auch der Baumkultus getroffen, trotzdem er nicht ausdrücklich genannt wird. Vom Kampf der Kirche gegen diesen Kultus haben wir bereits vernommen aus der Legende des hl. Luzius, der im Marswald gegen diesen Götzendienst auftrat. Die Legende des hl. Sigisbert, der den Baum mit dem Apollobild durchs Kreuzzeichen in die Luft bannt und umhauen läßt, bestätigt das gleiche. Vielleicht gehört es auch daher, daß der hl. Gaudentius zu Casaccia unter einer „hohen" Tanne enthauptet wurde. Mit welcher Entschiedenheit in Rätien durch den hl. Pirmin von Pfäfers aus gegen den Baumkultus gepredigt wurde, beweisen unsere Ausführungen aus dem Skarapsus, die wir bei den Opfern anführten. Die Parallelstellen der Predigten des hl. Martinus von Braga (Bauernpredigt), die Musterkatechese des hl. Augustinus, die Predigten des Caesarius von Arles und des Eligius von Noyon, die nach den Prüfungen von Dr. Gall Jecker als Unterlage für die Christenlehre des hl. Pirmin gedient haben dürften, beweisen, wie allgemein der heidnische Baumkultus im damaligen römischen Weltreiche war und wie er bekämpft wurde. In Deutschland ist dieser Kampf der Bischöfe noch im 12. Jahrhundert nicht erloschen, wenn er auch mildere Formen angenommen hat. „Als der Bischof von Bamberg auf seiner Missionsreise anno 1125 nach Stettin kam, fand er, daß man dort einen Baum neben einer heiligen Quelle verehrte. Als er die Zerstörung des Baumes anordnete, bat ihn das Volk, den Baum zu schonen; sie wollten keinen Götzendienst treiben, sondern ihn behalten wegen seiner Schönheit und seines angenehmen Schattens; salvare illam, quam salvari ab illa se velle, lieber den Baum retten, als von ihm errettet werden. Daraus verstehen wir nun auch, warum das alte Rituale Curiense die Anordnung enthielt, keine Bäume auf den Friedhöfen zu dulden." (Caminada, Friedhöfe Seite 103[108].) Es scheint ferner, daß man auch durch Verspottung den Fruchtbarkeitskultus des Margarethaliedes unschädlich zu machen suchte. Das Lied schließt nämlich:

„E cura ch'ella ei ida sut il zen de sogn Gieri e sogn Gagl
Tuccavan ei densemen, ch'ei dev'ora il battagl."

(Unter der Glocke St. Jörgs und St. Galls
Ist die Maid vorübergezogen.
Da hat es geläutet so lauten Schalls,
Daß der Klöppel herausgeflogen.)

Statt dessen sangen die Spötter:

„Si sogn Gieri e si sogn Gagl
Tuccavan densemen cun in barcagl."[109]
(Zu St. Jörg und St. Gall läutete man zusammen
mit einer Gebse.)

Oder ist das gar die ältere Fassung? Oder gar die heidnische Art des Läutens zu einer Zeit, wo man noch keine Glocken hatte? Heidnische Völkerschaften rufen durch Holzinstrumente noch heute zum Gottesdienst.

Von der Christianisierung des heidnischen Baum- und Feldkultus sprechen der früher genannte „burschin de S. Valentin", der Wacholderstrauch des hl. Valentin, die Weihnachtsbräuche des Christblockes, der Weihnachtsrose, der Zwiebel, des Kirschbaumzweiges auf dem Weihnachtstisch, der Mispel (wenn sie überhaupt bündnerisch ist!) und die kirchliche Kräuterweihe verschiedener Feste. Das Tragen der Jugendkränze bei Hochzeit und Festen kann ebenfalls hieher gehören. Der gleichen Christianisierungsidee dient das Kreuzzeichen auf Gegenständen, Stöcken und Stäben. Der Ziegenhirt aus Schlans, der nach der Chrestomathie im Friberger Tobel mit der alten Hexe focht, zerschlug auf deren Rücken den Stock, bis nur mehr ein Stücklein in seiner Hand zurückblieb[110]. Dort war ein Kreuzlein eingekerbt. Deswegen schrie die alte Hexe ihm nach, als er entwischte: „Glück für dich, daß du dieses Stück noch in der Hand hieltest, sonst hätte ich dich zerkleinert, daß die Vögel dich hätten aufpicken können."

Das Reich der gehörnten Majestät war durch die christliche Missionierung in den Heidenländern gar schmal geworden, deswegen bat der Teufel seinen Sieger, den Herrgott, er möchte ihm doch noch einen Baum lassen. Der Herrgott erlaubte ihm die Preißelbeerstaude (garnedels); doch zeichnete er der Beere ein Kreuzlein aufs Kleid, das heute noch sichtbar ist, damit der Teufel durch diese keinen Schaden zufügen könne[111].

Als Theologe darf der Schreiber dieses Aufsatzes schließend wohl bemerken, daß es ihm genügt, wenn die wahre christliche Gotteserkenntnis im Laufe der Jahrhunderte sich so siegreich

durchrang, daß jene finstere Macht, „die stets das Böse will, aber stets das Gute schafft", aus den Schätzen der modernen Kultur nur einige fade „garnedels", Preißelbeeren, zu haschen bekommt.

Anmerkungen.

1 Jahresbericht der Hist.-antiquar. Gesellschaft von Graubünden im gang 60 Seite 1—25 Wasserkultus, im Jahrgang 63 Seite 21 Feuerkultus, im Jahrgang 65 Seite 65 Steinkultus.

2 Preller, Römische Mythologie I. S. 110.

3 Kriß, Religiöse Volkskunde S. 38.

4 Lütolf, Die Glaubensboten der Schweiz S. 119.

5 Consolaziun dell'olma devotiusa, Squiciau a Cuera tras Peter Moron igl onn 1702. pag. 382, 15.

6 Dr. Fry, Der Trunser Ahorn, Buchdruckerei Sprecher, Eggerling & Cie., Chur, 1928, S. 22.

7 Dr. Fry, Der Trunser Ahorn S. 45.

8 Dr. Fry, idem S. 45.

9 Dr. Fry, idem S. 46. Ich erinnere hier auch noch an die Linde beim Schloß Rhäzüns.

10 Rätoromanische Chrestomathie, Verlag von F. Junge, Erlangen (wird in Zukunft nur so zitiert: R. Chr.) Bd. IV 981 S. 117—122.

11 R. Chr. II. 632/197. Dort heißt es, daß die Hexen besondere Vorliebe für schwarze Kirschen hätten.

12 Mannhardt, Wald- und Feldkulte S. 15.

13 Mannhardt, idem S. 18.

14 R. Chr. II. 634/243.

15 R. Chr. II. 654.

16 R. Chr. II. 87.

17 R. Chr. II. S. 144, 12.

18 R. Chr. II. S. 144, 11.

19 R. Chr. II. S. 144, 11.

20 Manhardt, S. 34, 32, 23.

21 R. Chr. II. S. 148, 28.

22 R. Chr. II. S. 144, 10.

23 R. Chr. II. S. 150, 38.

24 R. Chr. II. S. 151, 152.

25 R. Chr. X. S. 1122.

26 Ischi XIII S. 170.

27 Caduff, Knabenschaften S. 126.

28 Mannhardt, Wald- und Feldkultus S. 237.

29 Man vergleiche hier auch den Wilden Mann der Umzüge der Kleinbasler Ehrenzeichen von Fritz Knuchel, Verlag Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1914.

30 R. Chr. II. S. 659, 116.
31 R. Chr. II. S. 98.
32 R. Chr. II. S. 147, 25.
33 Mannhardt, Wald- und Feldkultus S. 42.
34 R. Chr. II. S. 650, 77—84.
35 R. Chr. II. S. 78.
36 R. Chr. II. S. 74.
37 Ischi, Jg. IV S. 5, la ballada dil fideivel pèr, v. Dr. Decurtins.
38 Ischi, Jahrgang II. Seite 141.
39 Mannhardt, Wald- und Feldkultus S. 39.
40 Dante, Divina Commedia, Inferno, Cant. XIII, 22—46.
41 R. Chr. II. S. 12.
42 R. Chr. II. 24, 34.
43 Ischi, Jahrg. IX S. 134, Co dertgavan nos vegls, von Dr. Tuor.
44 Caminada, Bündner Friedhöfe S. 12.
45 R. Chr. II. S. 238.
46 R. Chr. II. S. 193.
47 R. Chr. II. S. 216.
48 Annalas XII.
49 R. Chr. II. 651.
50 R. Chr. X. 669 und 670.
51 Mannhardt S. 35, Anm. 2.
52 Bötticher S. 10 ff.
53 Bötticher S. 12.
54 Bötticher S. 13.
55 Breviar. Roman. Lib. I. Comm. in cap. 8, Dominica IV post Epiphanias.
56 R. Chr. II. S. 149, 32. — Caminada, Steinkultus S. 90.
57 R. Chr. X. 707, 48.
58 Rochholz, Schweizersagen S. 75.
59 Mannhardt, Wald- und Feldkultus S. 44, Anmerkung.
60 R. Chr. II. 631, 157; 633, 214.
61 R. Chr. II.
62 Mannhardt, Wald- und Feldkultus S. 11 Bd. I.
63 R. Chr. II. 181, 12.
64 Bötticher, Baumkultus der Hellenen; Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1856. Seite 70.
65 Wiebel R., Der Bildinhalt der Domplastik in Chur, Sonderabdruck des Anzeigers für Altertumskunde Heft 4, 1, 2, 1934/35 S. 23.
66 R. Chr. II. S. 688, 1, 12.
67 R. Chr. X. 766, 44.
68 R. Chr. II. — pop sut il fraissen.
69 R. Chr. II. S. 689, 17.
70 R. Chr. II. S. 693, 21 und R. Chr. IV. S. 1017, 27.
71 Fünfhundert-Jahrfeier 1424—1924, Bilder des Festzuges.

72 Wald- und Feldkultus I. S. 494 und 302—303.
73 Bötticher S. 182 und Erläut. S. 345.
74 R. Chr. X. 665, 68.
75 R. Chr. II. 154, 50.
76 Übersetzung unsicher!
77 Nach Ducange könnte es sich um eine Art Opferstock handeln, der eine Höhlung besaß zur Aufnahme des Opfers.
78 caracteres = vielleicht Zettel mit irgendeinem rätselhaften Buchstabengekritzel.
79 Da nach Ducange sucus auch Dreck heißt, könnte es sich um ein Dreckopfer handeln.
80 R. Chr. IV. S. 980, 99, 100. — Vergleiche die kostbare Arbeit von Gall Jecker, Die Heimat des hl. Pirmin, des Apostels der Alemannen, Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung, Münster 1927.
81 R. Chr. II. 168.
82 R. Chr. II. 167, 3, 32.
83 R. Chr. II. 677, 159.
84 R. Chr. II. 168, 75, 76.
85 R. Chr. II. 625, 13.
86 R. Chr. X. 712, 13.
87 R. Chr. II. 632, 180.
88 Mannhardt, Wald- und Feldkultus I. S. 22.
89 R. Chr. II. 635, 254.
90 R. Chr. II. 631, 133.
91 R. Chr. IV. 980, 94—97.
92 R. Chr. IV. 980, 98.
93 R. Chr. IV. 1019, 268 und 982, 147.
94 R. Chr. II. 238.
95 Carnot, Im Lande der Rätoromanen S. 29.
96 R. Chr. IV. 980, 101, 102, 103.
97 Dietrich Jecklin, Volkstümliches, Ausgabe 1876, S. 45.
98 Mannhardt, Wald- und Feldkultus I. S. 10 ff.
99 R. Chr. II. 27 und X.
100 Moses I. 2, 9.
101 Moses 3, 2.
102 Hosea 4, 12.
103 Bötticher S. 524.
104 Hieronymus Lib. I. Comm. in cap. 8.
105 Augustinus de tempore Sermon. CCXLI.
106 Mannhardt, Wald- und Feldkultus S. 71.
107 Mannhardt S. 34.
108 Caminada, Bündner Friedhöfe S. 103.
109 R. Chr. II. 182, 41.
110 R. Chr. II. 156.
111 R. Chr. II. 146.